

HEYNE <

Christof Siemes

geboren 1964 im Schatten des Bökelbergs in Mönchengladbach, Studium der Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Bonn und Freiburg, Promotion 1994. Seit 1993 als Redakteur, Ressortleiter, Reporter bei der Wochenzeitung DIE ZEIT in Hamburg. Mitglied der Deutschen Akademie für Fußballkultur. 2003 erschien bei Kiepenheuer & Witsch sein Roman »Das Wunder von Bern«, das Buch zum Film von Sönke Wortmann (KiWi 800)

Jens
Lehmann

Christof Siemes

Der Wahnsinn liegt
auf dem Platz

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 7/2011

Copyright © 2010 by Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln
Copyright dieser Ausgabe © Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany 2011

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie, München – Zürich
nach einem Entwurf von Rudolf Linn, Köln
Umschlagmotiv: © Witters Sport-Presse-Fotos
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-60118-8

Inhalt

- Das wichtigste Spiel meines Lebens 7
- Sich nach der Decke strecken –
wie ich Profi wurde 18
- Die Angst besiegen, oder:
Was es heißt, Torwart zu sein 39
- Blau und Weiß, wie lieb ich dich –
meine Jahre bei Schalke 04 60
- Meine (kurze) italienische Reise 82
- Von Königsblau zu Schwarzgelb –
riskanter Wechsel nach Dortmund 93
- Spielregel im Fußball: Stärke zeigen! 113
- Eine andere Welt –
im Mutterland des Fußballs 123
- Alltag mit Stars – wie eine
Weltklassemannschaft funktioniert 144
- Von harten Hunden, großen Schweigern
und scharfen Denkern: meine Trainer 163
- Wie ich die deutsche Nummer 1 wurde 182

Ein Rekord für die Ewigkeit –
852 Minuten Champions League
ohne Gegentor 208

Da simmer dabei! Dat is prima!
Die Weltmeisterschaft 2006 231

Geliebt, gehasst –
mein Verhältnis zum Publikum 266

Alles für eine Zeile –
die Macht der Medien 278

Von der Bank ins Finale –
die Europameisterschaft 2008 287

Wenn es am schönsten ist –
internationale Abschiede
und schwäbischer Neuanfang 314

Und jetzt? 342

Das wichtigste Spiel meines Lebens

Der Zettel. Schon vor dem Spiel habe ich ihn mir genau angeschaut und versucht, mir ein paar der Namen zu merken, zusammen mit den Informationen über den Schützen. Langer Anlauf, linke Ecke, so was. Eigentlich ist es wie Vokabeln lernen, jedenfalls habe ich versucht, es so zu machen. Klingt einfach: eine Handvoll Namen, ein paar Begriffe dazu, fertig. Aber es ist wie früher in der Schule: Fallen einem die Wörter, die Bedeutungen auch ein, wenn man alleine vorne an der Tafel steht? Meine Tafel ist riesig, 7,32 mal 2,44 Meter – das Tor. Und die Schulstunde dauert bereits 120 Minuten, es ist drückend heiß an diesem Frühsommerabend, drei Kilo Gewicht habe ich seit dem Anpfiff vor gut zwei Stunden verloren. Außerdem sitzen in meinem Klassenraum nicht mucksmäuschenstill 30, 40 Mitschüler, die froh sind, dass nicht sie dran sind, sondern ich vorne stehe. Nein, in meinem Klassenraum drängen sich 83 434 Menschen, Verrückte, Fußballfans. Schon während des Spiels haben sie so laut gepfiffen, dass ich mir auf dem Platz die Ohren zuhalten musste. So einen Lärm habe ich weder davor noch danach je erlebt. Und jetzt, als Ivan Zamorano den Ball nimmt, wird alles noch schlimmer. 1 : 1 steht es nach regulärer Spielzeit und Verlängerung, als der chilenische Nationalspieler als Erster zum Elfmeterpunkt ...

Moment mal, werden Sie jetzt vielleicht sagen, Chile? Aber

das Spiel mit dem Zettel war doch gegen Argentinien! Wissen wir doch längst alles, das Sommermärchen, tausendmal erzählt: Weltmeisterschaft 2006, Viertelfinale in Berlin, 1 : 1 nach Verlängerung, Tore von Ayala und Klose. Und der erste Elfmeterschütze der Argentinier hieß doch Cruz, Julio Ricardo Cruz!

Ja, schon. Aber es gibt da noch ein Stück Papier in meinem Leben. Und das ist für mich noch wichtiger als jener Zettel aus dem Schlosshotel Grunewald, der nach der WM für eine Million Euro versteigert wurde. Offenbar gehören solche Zettel zu meinen Erfolgen wie Gebetbücher in die Kirche. Das Exemplar, das mir half, das wichtigste Spiel meines Lebens zu gewinnen, hat Huub Stevens geschrieben, am 21. Mai 1997. In Mailand.

Oder war es doch in Erba, am Comer See? Mitunter gehen auch die Details der ganz großen Momente verloren, so gewaltig ist die Konzentration auf das Eigentliche, das Spiel. Legenden ranken sich um das, was vor einem Spiel oder während der Halbzeitpause in der Kabine gesagt, getan wird. Ich muss gestehen: Für mich sind die Minuten in der Kabine eine erinnerungslose Zeit. Ich habe auch keine besonderen Rituale; den Socken, auf dem ein kleines R steht, ziehe ich brav rechts an, selbst die Reihenfolge von rechts und links ist mir egal. Sonst wird man zu einem Gefangenen der eigenen Riten. Einzige Ausnahme: Wenn ich ein Spiel nicht verliere, trage ich die Handschuhe weiter. In meiner Zeit in England habe ich ein Paar mal 49 Partien hintereinander angehabt – das musste ich gut pflegen, damit es nicht auseinanderfiel. Ansonsten kümmere ich mich um meine Schuhe und überlege, welche Stollen ich nehmen soll – die langen? Oder doch lieber die kurzen, weil der Platz heute trockener ist? Dann kreisen die Gedanken nur noch

ums Warmmachen und das Spiel. Der Rest liegt im Dunkel jenseits des Tunnelblicks.

Ich weiß noch, dass ich den Mailänder Zettel schon vor dem Spiel hatte. Aber wurde er erst in der Kabine des Giuseppe-Meazza-Stadions geschrieben oder nicht doch schon im Hotel Castello di Casiglio in Erba? Hier hatte bereits die deutsche Nationalmannschaft bei der WM 1990 gewohnt, und das sollte auch ein gutes Omen für uns sein, für die Mannschaft von Schalke 04. Nur dieses eine Spiel trennte uns noch vom größten Erfolg der Vereinsgeschichte – dem Gewinn des UEFA-Pokals. Das war damals alles andere als der »Pokal der Verlierer«, wie ihn Franz Beckenbauer später mal abschätzig genannt hat. Vor der Einführung der Champions League spielten da – bis auf die Landesmeister – die besten Mannschaften Europas. Arsenal, Valencia, Glasgow, Istanbul, AS und Lazio Rom, Bayern München – sie alle waren zusammen mit uns im Herbst 1996 in der ersten von sechs Runden angetreten. Wir waren ein absoluter Außenseiter: Zum ersten Mal seit fast zwanzig Jahren konnte sich überhaupt eine Schalker Mannschaft für einen internationalen Wettbewerb qualifizieren, und in der Bundesliga lief es auch nur mittelmäßig (Zwölfter wurden wir am Ende der Saison). Außer Olaf Thon und Marc Wilmots hatte kaum jemand von uns internationale Erfahrung, Namen wie Yves Eigenrauch, Michael Büskens oder Jens Lehmann kannte in Europa noch niemand. Gleich zu Beginn der Saison hatten wir Spieler auch noch dafür gesorgt, dass unser Trainer Jörg Berger entlassen wurde – die gesamte Mannschaft hatte das Gefühl, mit ihm nicht mehr weiterkommen zu können. Nicht eben geordnete Verhältnisse also, und wenig deutete darauf hin, dass aus dieser Mannschaft der Namenlosen innerhalb weniger Wochen die legendären »Eurofighter« werden sollten.

Unseren neuen Trainer bekamen wir ausgerechnet von unserem ersten Gegner im UEFA-Pokal, von Roda Kerkrade. Zwei Wochen, nachdem wir die Holländer ausgeschaltet hatten, fing Huub Stevens bei uns an. Unser Manager Rudi Assauer hatte ihn für gut befunden – und damit einen Glücksgriff getan. Stevens' Programm kann man schon an seiner Frisur erkennen – der kämmt sich mit dem Zirkel. Uns hat er von allem das entscheidende bisschen Mehr mitgegeben, mehr Disziplin, mehr Technik, mehr Organisation. Dazu kam unser unbändiger Wille, der wahrscheinlich aus Minderwertigkeitsgefühlen und Trotz geboren war: Für viele von uns war es die letzte Chance zu beweisen, dass der Fußballgott oder auch nur die Manager der großen Vereine sie zu Unrecht übersehen hatten. Wir wollten beweisen, dass wir Durchschnittskicker mit Kameradschaft und einer besseren Spiel-Organisation als die anderen konkurrenzfähig waren. Mit Stevens begannen wir eine Serie, wie es sie im UEFA-Pokal noch nie gegeben hatte: Wir haben in allen Heimspielen kein einziges Gegentor kassiert. »Die Null muss stehen«, Stevens' Beitrag zum Schatzkästlein der unsterblichen Fußballweisheiten, wurde in jener Saison geformt. 3:0 gegen Kerkrade, 1:0 gegen Trabzonspor, 2:0 gegen Brügge, 2:0 gegen Valencia, 2:0 gegen Teneriffa – das hatte auch keines der Starensembles jemals geschafft (von mancher blauweißen Zitterpartie auswärts jetzt kein Wort). Zuletzt waren nur noch zwei Mannschaften übrig – Inter Mailand und wir.

Es war das letzte Mal, dass der Pokalgewinner in zwei Finals ausgespielt wurde. Wir traten zuerst im Parkstadion an, wo die Null stehen musste, wenn wir überhaupt eine Chance haben wollten. Und sie stand. Freundlich gesagt, war es ein ereignisarmes Spiel. »Der mit dem Zirkel kämmt« blieb seinem Ruf treu und wechselte erst 23 Minuten vor Schluss

einen zweiten Stürmer ein, Martin Max. Aber in dieser Saison machte Huub Stevens einfach alles richtig – nur drei Minuten später war der Platz da, den Marc Wilmots für seinen 25-Meter-Schuss zum 1:0 brauchte. »S 04 – eine Hand am Cup!« stand nach dem Schlusspfiff an der Anzeigentafel.

Das zweite Finale, das zum wichtigsten Spiel meines Lebens werden sollte, begann für mich Stunden vor dem Anpfiff – in einem Gotteshaus. Zum Hotel in Erba gehört auch eine kleine Kapelle. Da bin ich hin am Morgen des 21. Mai 1997. Der Glaube ist etwas so Persönliches, dass ich darüber nicht viele Worte machen möchte. Aber eins ist klar: Man betet nicht zu Gott, wenn man denkt, der guckt eh nicht. Vielleicht hatte ich also auch nach höherem Beistand gesucht, in die Kapelle kam aber Charly Neumann, unser Mannschaftsbetreuer, das Schalker Sozialkraftwerk seit jenen Tagen in den Fünfzigern, als Charly, der gelernte Bäcker, Ernst Kuzorra die frischen Brötchen brachte. Und weil man in einem Gotteshaus still sein soll, saß Charly, der nie um ein Wort (und selten um eine Träne) verlegen war, schweigend neben mir. Erst auf dem Rückweg zum Hotel brach es aus ihm heraus: »Mensch, Junge, hättest du gedacht, dass wir mal hier spielen?« – Ich: »Nein, Charly, wirklich nicht. Aber jetzt müssen wir auch gewinnen!« Er: »Keine Sorge, der liebe Herrgott wird ein Auge auf uns richten.«

Mein Mittagsschläfchen hatte ER an dem Tag aber noch nicht im Blick. Es gehört ja zur Routine vor einem Abendspiel, sich vor der Abfahrt ins Stadion nochmal hinzulegen. Normalerweise kann ich einschlafen wie auf Knopfdruck. Wenn ich heute, mit vierzig Jahren, um 20.45 Uhr zu einem wichtigen internationalen Spiel auflaufe, fange ich frühestens um 19 Uhr an, mir darüber ernsthaft Gedanken zu machen, manchmal noch später (und mitunter bin ich selbst beim

Anpfiff noch nicht aufgeregt). Doch an diesem Tag war das alles noch ganz anders. Ich war zwar auch schon 27 Jahre alt, nach heutigen Maßstäben fast schon ein Alter. Aber in jenen Tagen unmittelbar nach dem Bosman-Urteil war die Umwälzgeschwindigkeit im Profi-Fußball ungleich langsamer, man blieb länger bei einem Verein, und Karrieren schossen seltener wie Raketen in den Himmel. Mein erstes Länderspiel sollte ich erst ein knappes Jahr später machen, und auch nach fast zehn Jahren bei Schalke konnte ich mir meiner Position als Nummer 1 keineswegs sicher sein. Ich lag also auf dem Bett in meinem kleinen Zimmer in Erba und starrte die Holzbalkendecke an, bis ich jedes Astloch mit Vornamen kannte. Was, wenn ich heute nicht gut halte? Sägt dich der Trainer ab? Und was dann?

Eineinhalb Stunden vor dem Anpfiff waren wir dann endlich im Stadion. Ich hatte noch kurz mit meiner Familie und meiner Freundin telefoniert, die alle in Mailand waren und erzählten, dass der riesige Platz vor dem Mailänder Dom voll war mit Schalker Fans, die ununterbrochen sangen, den ganzen Nachmittag lang. Am Ende klatschten selbst die Italiener dieser friedlichen Ausdauerleistung Beifall. Wir wussten also von der Treue unserer Fans, aber als wir dann erstmals den Rasen betraten, waren wir doch überwältigt: Die blau-weiße Wand aus 20 000 Leibern war offenbar von der Innenstadt ins Stadion verlegt worden. Und diese Wand sang. Noch heute bekomme ich eine Gänsehaut, wenn ich an diesen Mailänder Moment denke. Ein Heimspiel, 1500 Kilometer von zu Hause entfernt. Auf dem Weg mit dem Bus durch die Stadt hatten wir natürlich auch italienische Fans gesehen, die uns siegesgewiss die Hand mit ausgestreckten Fingern hielten: Fünf Stück kriegt ihr! Aber so was hat mich in all den Jahren nur zusätzlich in Wallung gebracht. Wartet nur ab, ihr

kleinen Italiener, euch werd ich's zeigen! In den Minuten vor dem Spiel aber muss man dieser Anspannung Herr werden und aufpassen, dass man nicht zittert.

Die erste Halbzeit spielten wir auf unsere Fans zu. Vielleicht hatte der blau-weiße Sirenen-Gesang den Italienern den Kopf verdreht, vielleicht waren wir einfach besser – jedenfalls stand auch auswärts die Null, insgesamt 85 Minuten lang, bis zu jenem Einwurf kurz vor Schluss auf der von mir aus gesehen rechten Seite. Irgendwie mogelte sich der Ball durch unsere Abwehr, Ivan Zamorano, von dem noch die Rede sein wird, schaltete am schnellsten und traf den Ball fünf, sechs Meter vor meinem Tor. Das ist doch gar kein richtiger Schuss, dachte ich, eher ein seitliches Drücken! Aber der Ball fliegt oben rechts in den Winkel.

Verlängerung. »Komm, das schaffen wir!« – »Das halten wir durch!« – »Zur Not gehen wir ins Elfmeterschießen!« Einen Preis für sprachliche Originalität gewinnt in so einer Situation keine Mannschaft der Welt. Der Körper steckt so voller Adrenalin, dass man gar nichts mehr spürt, keinen Schmerz, keine Erschöpfung, aber auch brillante Gedanken kommen keine mehr vorbei. Dabei konnten wir die gut gebrauchen, denn inzwischen spielten wir elf gegen zehn, der Mailänder Salvatore Fressi war vom Platz geflogen. Was nun? Auf Sieg spielen? Aber wir wollten auch nicht volles Risiko gehen. Und so kam es, wie es wahrscheinlich auf allen Bolzplätzen der Welt kommt: Wir machten das Spiel, die Chancen aber hatte Inter. Es waren noch elf Minuten zu spielen, als eine Bogenlampe in meinen Strafraum flog, ich ging raus, der Ball sprang auf und Maurizio Ganz lupfte ihn über mich. Ich guckte und dachte nur eins: Scheiße.

Es gibt einige Szenen, die sich in meinem Gehirn festgebrannt haben wie das finale Duell auf der »High Noon«-

DVD, und diese gehört dazu. Der Ball flog, ich schätzte seine Höhe und dachte: Ist nicht sicher, dass der drin ist. Wenn doch, ist alles verloren. Mike Büskens lief hinterher, alle, Spieler, Schiedsrichter, Zuschauer starrten wie vom elektrischen Schlag getroffen dem Ball nach – bis er auf die Latte fiel und Mike Büskens ihn wegdroch. Der Rest war Mauern, bis der Schlusspfiff kommt.

Elfmeterschießen. Torwartstunde. Sagt man so. Weil der Torwart angeblich nichts zu verlieren hat. Aber das ist Quatsch. Der Druck auf den Torwart ist immens. Jede Mannschaft erwartet insgeheim, dass der eigene Keeper mindestens einen hält. Da soll man nichts zu verlieren haben? Außerdem: Bei meinem letzten Elfmeterschießen hieß mein Verein noch Schwarz-Weiß Essen, das war in der B-Jugend. Im DFB-Pokal war ich immer unspektakulär ausgeschieden, und in der Bundesliga gibt es kein Elfmeterschießen. Also war das hier meine Profi-Premiere als Elfmertertöter, im Finale des UEFA-Pokals. Ich tat instinktiv das, was ich in späteren Jahren immer wieder getan habe: Ich setzte mich alleine an die Mittellinie, trank einen Schluck, konzentrierte mich. Es gibt Kollegen, die machen dann Scherze oder provozieren den Gegner, aber das ist dumm. Man braucht in dieser Situation Intuition und gute Nerven, jede Ablenkung ist Gift. Anders als beim Duell mit Pistolen geht es nicht darum, wer schneller ist, sondern im Gegenteil darum, wer die Entscheidung vor dem Schuss am längsten hinauszögern kann. Es gibt den Bruchteil einer Sekunde zwischen dem Moment, in dem der Schütze sich bereits für eine Ecke entschieden hat, und dem Treffen des Balles. Jetzt kann er nicht mehr zurück. Das ist der Augenblick, in dem ich reagieren muss. Nur dann habe ich eine Chance, den Ball zu halten.

Natürlich spielen auch andere Faktoren eine Rolle. Man

erlebt einen Spieler über 90 oder 120 Minuten, sieht seinen Bewegungsablauf, registriert, wie und wohin er insbesondere in Drucksituationen schießt. Und der Druck beim finalen Shootout ist mit nichts in unsrem Sport vergleichbar.

Der Zettel. Huub Stevens' Assistent Hubert Neu zeigt ihm mir noch einmal. »Zamorano, langer Anlauf, linke Ecke« steht da. Inzwischen hat Ingo Anderbrügge unseren ersten Elfer in den Winkel geknallt. Der Schiedsrichter pfeift, und tatsächlich ist es der chilenische Nationalspieler, der sich als erster Mailänder den Ball schnappt. Lang läuft er an, zügig, gleichmäßig. Das bedeutet, dass er auch in seiner Entscheidung keinen abrupten Wechsel mehr vornehmen wird. Er wird sich treu bleiben. Oder doch nicht? Er holt aus, das Bein geht zum Ball, ich springe. Nach links. Und halte.

Jetzt gehe ich nach links aus dem Tor weg. Bloß kein Abklatschen mit dem gegnerischen Torwart! Das ist ein Spiel auf Leben und Tod, da kann ich dem Gegner unmöglich alles Gute wünschen, das geht leider nicht. Aber ich schaue ihm zu – und unseren Schützen. Auch Olaf Thon trifft. Ich merke schon: Gianluca Pagliuca ist ein typisch italienischer Torwart, der sich immer sehr früh bewegt. Ich habe da meine kleine Privatpsychologie. Die Italiener sind mit den Nerven nicht so stark, wenn es eng wird. Ich habe da später nur einmal eine Ausnahme erlebt, leider.

Aber jetzt schießt erst mal ein Franzose in italienischen Diensten, Youri Djorkaeff. Und der trifft. Wie nach ihm unser Martin Max. Nun nimmt sich Mailands Aron Winter den Ball. Jetzt gilt es, denke ich und erlaube mir ausnahmsweise den Griff in die Trickkiste, wo die fiesen Spielchen lagern. Ich gehe zu ihm, baue mich vor ihm auf, da sieht er nochmal, dass ich nicht der Kleinste bin und er eine Menge Quadratzentimeter zu überwinden haben wird. Ich sage: »I keep

standing in the middle.« Ist das fair? Egal, hinterher wird keiner mehr danach fragen. Winter schweigt, guckt nur auf den Ball, der Druck liegt jetzt allein bei ihm. Wie angedroht stehe ich unbeweglich, stehe und stehe, im letzten Moment gehe ich nach rechts. Er aber hat mich ausgeguckt und schießt nach links. Normalerweise bin ich jetzt machtlos, schon vor dem Aufkommen auf dem Rasen weiß ich in so einem Moment, dass ich übertölpelt wurde. Aber Winter hat seine Innenseite einen Tick zu stark geöffnet – der Ball geht links am Tor vorbei. Anschließend trifft Marc Wilmots, aber erst als der jubelnd wegläuft, kapiere ich überhaupt, dass wir gewonnen haben.

Die Fernsehreporter fragen dann immer: Wie fühlen Sie sich jetzt? Was soll man da sagen? Zunächst mal rennen alle los und schreien sich scheinbar sinnlos an, die ganzen Emotionen müssen raus, vor allem, weil mit diesem Sieg keiner rechnen konnte. Selbst Rudi Assauer, der als Manager so gern den toughen Macho gibt, steht weinend auf dem Platz. Unsere Mannschaft war eigentlich nur Durchschnitt. Und jetzt gehört uns der Pokal. Der erste Eindruck, als ich die schönste aller Blumenvasen in den Händen halte: schwer, sehr schwer. Später kommen auch die Frauen und Freundinnen der Spieler auf den Platz, noch eine Stunde nach dem Abpfiff drehen wir eine Ehrenrunde für die Schalker Fans, die immer noch im Stadion sind und singen; die Italiener sind da schon lange zu Hause. Die Bilder der Fans, die vor Glück weinen, werde ich so wenig vergessen wie Maurizio Ganz' Lattenleger. Aber die blau-weißen Tränen nehmen auf der DVD Gott sei Dank mehr Platz ein.

Die Stimmung in der Kabine nach so einem Sieg ist schwer zu beschreiben. Die Umkleieräume in San Siro sind ziemlich hässlich, eigentlich kein guter Ort für große Jubelarien.

Aber dieser Sieg ist für uns, für den Verein so bedeutend, dass uns die Umgebung völlig egal ist. Für einen Außenstehenden erinnert das Durcheinander vielleicht an einen Kindergeburtstag, aber seit ich selbst Kinder habe, weiß ich, dass das nicht stimmt. Kindergeburtstage sind fröhlich, über den nackten Männerleibern aber liegt ein Hauch von Erlösung, ja etwas wie – Gnade. Der ganze Druck, der Ehrgeiz, auch die Verzweiflung, alles fällt ab, immer wieder liegen wir uns in den Armen, manche weinen, schließlich fängt einer an, eines der Vereinslieder zu singen: »Blau und Weiß, wie lieb ich dich« oder »Steht auf, wenn ihr Schalker seid«. Das hat ein betrunkenen Fan im Viertelfinale gegen Valencia erfunden: Ist einfach aufgestanden und hat den einen Satz gesungen, nach der Melodie von »Go west« von den Pet Shop Boys. Um ihn herum haben sich dann wirklich zehn Leute bequemt aufzustehen, am Ende stand das ganze Parkstadion. Inzwischen singen die Fans in ganz Deutschland für ihren Verein.

Irgendwann kristallisiert sich aus dem Tohuwabohu der Gefühle in meinem Inneren eine Frage heraus: Okay, was bedeutet das Spiel jetzt für mich? Es ist mein erster ganz großer Sieg, und der bleibt an einem haften. Von jetzt an wissen alle anderen: »Oh, das ist ein Gewinner.« Das ist viel wert. Was nun kommt, die Titel mit Dortmund, mit Arsenal, die WM und die EM – das alles gründet auf diesem Moment einst im Mai. Und auf einem Zettel, von dem ich nicht mal mehr weiß, wo er geblieben ist. Aber eins ist gewiss: Auch er hätte einen Platz im Museum verdient.

Sich nach der Decke strecken – wie ich Profi wurde

Am Abend des 8. Juli 1982, kurz vor elf, steht mein Entschluss fest: Ich werde Fußballprofi. Soeben hat Alain Giresse getroffen, hoffnungslos liegt die deutsche Nationalmannschaft im Halbfinale der WM in Spanien zurück. 3:1 für Frankreich in der Verlängerung, was soll da noch gehen? Ich sitze auf dem Sofa im Wohnzimmer meiner Eltern in Essen-Heisingen; obwohl es schon so spät ist und ich erst 13 Jahre alt bin, darf ich, muss ich dieses Spiel bis zum bitteren Ende sehen. Mein Gott, denke ich, das gibt es doch gar nicht, dass wir jetzt hier rausfliegen! Die müssen doch besser sein! Aber Rummenigge trifft nicht, Schumacher hält nicht, die Partie scheint verloren. Und plötzlich bildet sich in meinem Kopf dieser Gedanke: Das muss ich selbst irgendwie, irgendwann besser machen. Das will ich. Und das werde ich.

Fußball spielte ich zu dieser Zeit bereits seit fast zehn Jahren. Angefangen habe ich mit vier, auf der Straße. Mit sechs bekam ich meine erste Torwartausrüstung, zum Namensstag am 24. Juni. Noch heute habe ich diesen Geruch von frischem Gras und Matsch in der Nase, der fortan zu den Spielen in unserem kleinen Garten gehörte wie der Duft von Spaghetti Bolognese zum Samstagmittag bei den Lehmanns. Meine ersten Mitspieler waren mein Vater, mein zwei Jahre älterer Bruder Jörg und mein Cousin Jochen, vier Jahre älter als ich. Heute muss ich sagen: Super spielen konnte kei-

ner von denen, aber das habe ich damals natürlich nicht bemerkt. Ich wollte einfach immer nur spielen, egal wo, egal wie gut, egal mit wem. Ein paar Jahre später, mit zehn, bin ich dann in meinen ersten Verein eingetreten, DJK Heisingen, E-Jugend. Wir wohnten nur 50 Meter von deren Sportplatz entfernt, mein Bruder und mein Cousin spielten auch dort, da war kein großer Familienbeschluss nötig, damit auch ich dabei sein konnte. Eine andere Sportart ist eigentlich nie infrage gekommen. Ich hätte auch Rudern können, auf dem Baldeney-See, oder Tennis spielen. Aber das war einfach zu teuer, Aufnahmegebühr, Schläger, die ganzen Klamotten für draußen, für drinnen ...

Wir wohnten zwar in einem ziemlich vornehmen Stadtteil – Heisingen, die von der Ruhr umschlungene Halbinsel im Essener Süden, liegt gleich neben Werden und Bredeney. Dort wohnten damals die meisten Millionäre Deutschlands, lauter Leute, die in den Konzernzentralen von Krupp, Thyssen, RWE oder Ruhrkohle wichtige Posten innehatten. Wir sind allerdings eine ganz normale Mittelstandsfamilie. Mein Vater hat im Vertrieb von Henkel gearbeitet. Meine Mutter hat ihren Job aufgegeben, als mein Bruder Jörg geboren wurde. Wir wuchsen in einer heilen Welt auf. Aber wie viele kleine Brüder musste auch ich die alten Klamotten meines Bruders oder meines Cousins auftragen. Es war auch nicht so, dass ich jede Menge Trikots von meinem Lieblingsverein im Schrank hängen hatte; damals existierte das Wort »Fanartikel« noch gar nicht. Ich hatte mal ein Teil von Borussia Mönchengladbach, das man wohl am ehesten als »Baumwolling« bezeichnen kann, dazu ein Trikot von Wolfgang Kleff – grün mit schwarzen Streifen. Aber dass man damit den ganzen Tag rumgelaufen oder gar in die Schule gegangen wäre, wie das heute üblich ist – undenkbar. Ich hätte

mich auch gar nicht richtig entscheiden können, für welchen Verein ich Reklame laufen sollte. Ich war zugleich Fan von Mönchengladbach und vom 1. FC Köln, was eigentlich gar nicht geht. Heute muss man ja dankbar sein, dass zwischen den beiden Städten diese gewaltigen Braunkohlelöcher als natürliche Barriere liegen, sonst würden sich die Fans ständig auf die Köpfe hauen. Aber von Essen aus besehen waren die beiden gleich bewundernswert und spielten Mitte der siebziger Jahre auch den schönsten, erfolgreichsten Fußball. In meiner Heimatstadt selbst konnte ich mich nie recht zwischen Rot-Weiss und Schwarz-Weiß entscheiden. Rot-Weiss war ein bisschen besser, aber auch nie in der Bundesliga, bei Schwarz-Weiß habe ich später sogar in der Jugend gespielt – mein Sprungbrett in den »großen« Fußball. Zu guter Letzt bin ich ein Schalker Junge geworden, davon später.

Als junger Mensch war ich in manchen Überzeugungen so flatterhaft wie eine Fahne in der Fankurve; zunächst konnte ich mich ja nicht mal entscheiden, was ich nun sein wollte – Stürmer oder Torwart. Wenn wir nachmittags rumbolzten und in unseren Kindsköpfen die großen Spiele und ihre Stars parallel mitliefen, war ich meist Klaus Allofs, Pierre Littbarski oder Karl-Heinz Rummenigge. Und auch im allerersten Vereinsspiel, an das ich mich noch erinnere, war ich Stürmer. Wir spielten mit unserer E-Jugend gegen den SV Kupferdreh, auf dem Hügel jenseits der Ruhr. Die da oben waren gut, und irgendwann stand es 6:0. Gegen uns. Das ging mir derart auf die Nerven, dass ich mir den Ball vor dem eigenen Tor schnappte, quer über den Platz marschierte, alle Gegner umdribbelte und das 6:1 schoss. Die Niederlage habe ich damit natürlich nicht mehr verhindern können, wohl aber mein Selbstwertgefühl gerettet. Eigentlich bin ich doch besser als ihr, habe ich mir hinterher eingeredet. Und so ist es bis heu-

te geblieben: Demütigungen sind für mich wie Kraftwerke – hässliche Dinger eigentlich, aus denen man aber eine gewaltige Energie bezieht. Gleich nach dem Spiel bekam ich mein allererstes Angebot – von Schwarz-Weiß Essen. Als Stürmer.

Über ein Probetraining kam ich aber zunächst nicht hinaus. Die ruhmreichen Schwarz-Weißen trainierten auf einem schmalen Aschenplatz, der von einer hüfthohen Mauer begrenzt wurde, aus der zur Krönung auch noch ein ehrfurchtgebietender Stahlzaun herausragte. Gleich beim ersten Spielchen grätschte mich einer in diese verirrte Knastarchitektur; mit der Schulter hinterließ ich eine Bremsspur darauf. Ich war total kaputt und völlig perplex, wie mit mir unschuldigem Probespieler umgesprungen wurde, so dass meine Entscheidung sofort feststand. »Nein, ich komme nicht«, sagte ich zum Jugendleiter Georg von Wick, der im ganzen Essener Fußballverband gefürchtet war als Personifizierung von Druck, Leistung und Kälte. Da konnte ich nicht ahnen, dass ich unter seiner Ägide meinen ersten Titel gewinnen würde.

Denn nach nur einem weiteren Jahr in Heisingen landete ich schließlich doch bei Schwarz-Weiß Essen, im Tor der D-Jugend. Ich besuchte inzwischen das Stadtwald-Gymnasium, und mein zukünftiger Trainer Martin Annen war mein Schulkamerad, wenn auch ein paar Klassen über mir. Der bearbeitete mich, ob ich nicht doch wechseln wolle. Ich wollte – wenn ich bloß weit genug weg wäre von der verdammten Mauer. Und da gab es nur eine sichere Position: im Tor. Also stellte ich mich da rein und machte das, was ich seit der Grundschule gut konnte: Bälle fangen. Schon beim Völkerball blieb ich auch dann an der Mittellinie stehen, wenn die gegnerische Mannschaft am Spiel war und versuchte, mich abzuwerfen. Wenn ich einen Ball fing, waren die Gegner

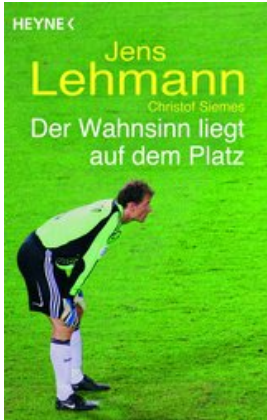
schlagartig leichte Beute. Mit diesem Talent lief es auch im Tor gleich so gut, dass ich Kapitän meiner D-Jugend wurde und wir am Ende des Jahres den Essener Stadtpokal gewannen. Sicher fangen, schnell werfen – diesem Prinzip bin ich noch heute, als gestandener Profi, treu.

Dass man mit Bällefangen allein kein guter Torwart wird, war mir allerdings schnell klar. Ich musste mir ja nur Toni Schumacher ansehen in diesem Halbfinale: Wie eingesperrt steckte er in seinem Trikot, das seltsamerweise die französischen Farben hatte: rot der Rumpf, blaue Ärmel und darauf die drei weißen Streifen. Ein knallbuntes Kraftpaket, nur mühsam zu bändigen. Als er in der 60. Minute den armen Patrick Battiston umrammte, hatte ich weniger Mitleid mit dem schwer verletzten Stürmer gehabt als vielmehr den Mut bewundert, mit dem Toni aus dem Tor gekommen war. Das traut sich keiner, der nicht absolutes Vertrauen in die Widerstandsfähigkeit seines Körpers hat, dachte ich. Und dann schlug ja doch noch seine Stunde, als das Spiel seine dramatische Wende nahm, Karl-Heinz Rummenigge den Anschlusstreffer erzielte und Klaus Fischer per Fallrückzieher in der letzten Minute den Ausgleich schaffte. Elfmeterschießen in einem der besten WM-Spiele der Fußballgeschichte! Und Toni Schumacher, mein Held und Vorbild, hielt den Elfmeter von Maxim Bossis – »wir« waren im Finale. Weil wir einen starken Torwart hatten, in jeder Hinsicht.

Ich war so überdreht wie wahrscheinlich alle deutschen Fußballfans an jenem Abend; jedenfalls konnte ich nicht sofort zu Bett gehen und fasste den zweiten wegweisenden Entschluss an diesem Tag: Ich musste stärker werden. Ich machte drei mal zehn Sprünge aus der Hocke an die Decke meines Kinderzimmers und dazu noch vier mal zwanzig Liegestütze. In den nächsten vier Jahren machte ich das jeden zweiten

Tag – das Geräusch der Sprünge hat meine Eltern beinahe in den Wahnsinn getrieben. Aber wie an alles, so gewöhnten sie sich auch daran. Später bekam ich sogar Hanteln zum Geburtstag geschenkt, um meine Oberarme noch weiter zu trainieren. Nur mein Bruder konnte bis zuletzt meinen Versuchen, mich nach der Decke zu strecken, nichts abzugewinnen und war einfach nur genervt.

Von meinem Entschluss, Profi zu werden, erzählte ich erst mal niemandem. Meine Eltern wussten zwar, dass ich ganz ordentlich Fußball spielen konnte, aber keiner in meiner Familie hatte eine ernstzunehmende sportliche Vergangenheit und hätte sich auch nur im Entferntesten vorstellen können, dass ich mal mein Geld damit verdienen sollte, mich im hohen Bogen in den Matsch zu werfen. Damals war ein Profi-Fußballer kaum angesehener als ein Preisboxer; die Bundesliga hatte nach dem großen Skandal um Bielefeld und Schalke einen Ruf wie ein verqualmtes Wettbüro, und Prügeleien zwischen den Fans gehörten zum Alltag. Sogar mit Silvesterraketen wurde bei den einschlägigen Ruhrgebietsduellen aufeinander geschossen – manche Stadien galten am Samstagnachmittag als Kriegsschauplatz. Und da wollte ich mal arbeiten? »Nach dem Abitur sollst du eine Lehre machen«, sagte mein Vater immer, »bei der Bank oder als Kaufmann. Dann kannst du studieren, wenn du Lust hast. Musst aber nicht. Ist deine Entscheidung.« Bis zu jenem Abend im Juli hatte ich mir aber noch gar keine richtigen Gedanken gemacht, was ich eigentlich werden wollte. Ich hatte mal an Busfahrer gedacht, aber nur aus Bequemlichkeit: Wenn ich im Winter auf dem Weg zur Schule den Bus verpasst hatte, fror ich mir an der Haltestelle einen ab. Als dann endlich der nächste kam und die Tür öffnete, beneidete ich den Fahrer immer glühend um seinen warmen Arbeitsplatz. Da wollte



Jens Lehmann, Christof Siemes

Der Wahnsinn liegt auf dem Platz

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-60188-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2011

Deutschlands ehemalige Nr. 1 im Tor erzählt

Jens Lehmann ist einer der erfolgreichsten Torhüter der letzten Jahrzehnte – und einer der eigenwilligsten. Nie ist er den einfachsten oder naheliegendsten Weg gegangen, immer hat er Herausforderungen gesucht, die nicht nur den Fußballer, sondern den Menschen Jens Lehmann forderten und weiterbrachten, weit über den Fußballplatz hinaus. Nun zieht dieser außergewöhnliche Sportler Bilanz.